

Kameraden herzlich und rauh.

Roman von **Michael Zorn.**

(35. Fortsetzung.)

Der Rottenmanner hatte mit dem Herrn an den Bauplänen gearbeitet. Beide wußten nichts von André.

Der Hannes stand auf und ging in den Vorraum, wo die Schneeschuhe der Leute an der Wand lehnten.

Er kam zurück und sagte zögernd: „Dem Buam seine Schneeschuh san net da . . .!"

„Na — wart, Kerl", ereiferte sich der Florl, „hiatzt wer i da wirkli amal den Hintern auswichsen."

Man wartete nicht. Es war mit dem Hirschbraten etwas später geworden, die Männer hatten Hunger und griffen tüchtig zu.

Draußen aber begann der Wind immer stärker zu blasen. Der blaue Frühsonnenhimmel des Sonntagmorgens war weg, graue Schneewolken kamen, wurden vom Winde geschoben, und es begann zu schneien. Große Flocken wirbelten über den Boden, und es wurde immer dunkler, düsterer.

„Wo der Bua nur san kann?" murmelte der Florl mit ängstlicher Stimme. Dann ging draußen die Tür des Vorraumes; jemand klopfte sich die Schuhe ab.

Der Florl atmete auf. Der Bub! Jetzt war er gekommen! Na — dem wollte er es ordentlich sagen! — Solche Sorgen hatte er sich schon gemacht!

Aber es war der Zinner. Der tappte in den Küchenraum.

„A so a Sauwetter!" schimpfte er, „der Wind, der sakrische, hat mi beinah umblasen. — — Sieben Stuck hab' i bracht!" sagte er zum Heinrich.

„Ja — und da Bua — da Bua?" stotterte der Rothschädel ganz verstört.

„Was für a Bua? Gebts ma was zum futtern — i hab' an Mordshunger!" meinte der Peter.

„Jessas", sagte der Florl mit leiser Stimme, „hiatzt, wann dös Büaberl draußt is im Wald — dann habediehre!"

Meszlényi schaffte im Stimmengewirr, das sich erhob und das der Zinner absolut nicht verstand, Ordnung.

„Also!" sagte er, „wo ist André? Ist er mit dir zu den Fallen, Peter?"

„Naa!" wackelte der mit dem Kopf, „mit mir is a net. I bin ja schon ganz zeiti weg."

Dann aber fiel ihm etwas ein.

„Den Lausbuam hab' i aber g'segen — vom Berg abi. I hab' eam g'segen, wia a mit seine Bretteln auf'm Silbertannenberg is. — Dann is a einbogen auf d' Post. — Da Wolf, der is mitg'laufen — der is aber z'ruck."

Draußen, an der Hütte, warf sich der Orkan mit voller Wucht gegen die Balken. Die Wohnhütte krachte und knackte. Es wurde dunkel wie bei Nacht.

„Herrgott im Himmel!" stöhnte der Florl verzweiflungsvoll, „was mach i denn? — Hiatzt is der Bua hin!"

Der Fiederer warf dem Zinner, der hastig kaute, einen Blick zu. Er sagte:

„Hörst net auf zum fressen? G'schwind — eini in die Buxen und heidi! — San deine Bretteln in Ordnung?"

Der Zinner nickte. Er kaute noch immer.

Der Heinrich hatte schon seine schweren Kleider übergezogen und die Bergschuhe an den Füßen. Die Männer wollten alle mit. Der Heinrich aber sagte:

„Mir zwa gengan — da Peter und i. Und da Hannes a. Es hat kan' Zweck, wenn ma alle dem Lausbuben nachrennen. Ös bleibts schön daham und tuats auf uns warten. Wird leicht a teiflische G'schicht wer'n bei dem Wetter. — Wolf — kimm her!"

„Du, Florl, holst ma hiatzt, anstatt daß d' da stengan tuast und flennst, dös Werktagsg'wand von dem Buam."

Der Rothschädel sauste ab, in den Stall. Mit zitternden Händen suchte er Hose und Joppe des Jungen. Der Heinrich nahm diese Dinge und hielt sie dem aufmerksam lauschenden Hunde vor die Nase.

„Such — Wolf — such!"

Der Hund nahm Witterung, dann rannte er in der Küche von einem der Männer zum anderen, schnupperte, lief zur Tür, kratzte an ihr und stieß einen winselnden Laut aus.

„Na", sagte der Heinrich, „da hast es! Da Hund is da G'scheiteste von uns alle. Peter — Hannes, seids ferti? Hast an Rum, Seppl? Gib her a Flascherl, für alle Fäll'".

Dann stemmte er die vom Sturm gebeutelte Außentür auf. Die drei und der Hund verschwanden in der Dunkelheit, durch die der Sturm heulend dicke Schneewolken trieb.

Die Zurückgebliebenen aber saßen am Tische, stumm und wartend. Es konnte Stunden dauern. — Vielleicht gelang es, den Buben zu finden.

Es war drei Uhr nachmittags, als der Heinrich auszog. Der Schneesturm dauerte an bis sechs Uhr abends. Dann wurde der Gesang des Windes leiser, das Schneegestöber weniger dicht, und um neun Uhr abends war sternenklarer Himmel, froststarrende Kälte, und der Mond hing wie ein großes Goldstück am Firmament.

Die Männer waren noch nicht zurückgekehrt.

Der Rottenmanner ließ auf dem Platze, wo einst die Zelte gestanden hatten, ein mächtiges Feuer anzünden. Dem verzweifelten Florl gebot er, das Feuer zu nähren.

Er selbst war über das lange Ausbleiben der Männer nicht beunruhigt. Er kannte diese Suche bei Sturm und Nacht. Das war eine schwere Sache. Wenn es einem möglich war, den Buben zu finden, dann war es der Heinrich.

Um elf Uhr nachts donnerten vom Silbertannenberg mehrere Schüsse herab zur Wohnhütte. Die wartenden Männer sprangen auf, der Toni befahl dem Sepp, wärmende Getränke bereitzustellen und Decken am Herdfeuer vorzuwärmen.

Vom Rothschädel beim Feuer war keine Spur vorhanden. Als die Schüsse erklangen, stolperte er durch den bauchtiefen Schnee gegen den Silbertannenberg. Nach einer halben Stunde kamen sie.

Sie hatten den Buben. Der Zinner trug ihn auf dem Rücken und eilte zur Hütte. Neben ihm der Florl, der immer hilfreich zugreifen wollte und den der Peter barsch abwies.

Als das erschöpfte und durchfrorene Kind mit Schnee abgerieben in warme Decken gepackt lag, die drei — der Heinrich, der Peter und der Hannes — am Tische saßen, da sagte der Heinrich zum Rothschädel:

„Kannst di beim Hund bedanken, daß ma den Lausbuam g'funden ham'."

„Waßt, Heinrich", sagte darauf der Florl zum Fiederer, „hiatzt kannst ma glei wirkli den Schädel einschlagen, so wiast es damals — an dem stinketen Tag — hast woll'n. I halt mei Schädel gern her, wann nur da Bua scho wieda da is!"

Der Heinrich brummte was und streckte dem Florl die Hand entgegen:

„Net harb san, alter Rauber! I mein's net so schlecht, wann ma amal a was außirutscht."

Nachdem die drei genügend gegessen und getrunken hatten, sagte der Zinner:

„Himmisakra — hiatzt geh' i schlafen!"

*

Es war spät geworden. Die Männer legten sich, der kleine Wenzel aber saß wieder einmal am Bette des Jungen.

Bevor der Heinrich seine Schlafstelle aufsuchte, nahm er aus der Joppentasche ein Päckchen.

„Dös hat da Bua so fest in die Finger g'habt, daß i's eam hab' außireißen müassen — da hast es."

Der Florl nahm das Päckchen, fühlte daran, wurde neugierig und öffnete den Bindfaden. Was fand er?

Sechs funkelnagelneue Taschentücher, blau-rot, in seinem Format.

Und einen Brief an den „Monsieur Josephe Gairinger".

Den gab er dem Seppl ab.

Er aber schlich mit den sechs Taschentüchern hinüber in den Stall, legte sich auf die Pritsche und dachte: Gott sei Dank! — Herrgott, bist a guata Herrgott, daß d' ma dös Büaberl wiedabracht hast!

Dann schlief er ein und schnarchte seinen ganzen Kummer und Seelenschmerz aus dem Innern heraus, daß die Kühe und die Gäule erschreckt ihren Schlummer unterbrachen.

Es dauerte nur zwei Tage, bis der Bub wieder hoch war. Meßlényi sprach mit dem Jungen ein ernstes Wort. Der war tief beschämt, versprach, nie mehr auf eigene Faust Exkursionen zu unternehmen.

Der Rothschädel hatte auf André einen richtigen Zorn. Einen ganzen Tag lang sprach er nicht mit ihm, dann aber hielt er es nicht mehr aus.

Mit Worten und höchst drastischen Gebärden verwies er ihm das Verhalten, was der Bub demütig zur Kenntnis nahm. Das Päckchen hatte ihm der Florl, scheinbar mürrisch, wohlverschnürt übergeben.

„Da hast!" sagte er brummig. „Dös hat da Heinrich bei dir g'funden. — I waß net, was drin is."

Es kam der Morgen des sechsten Februar. Der Bub war schon vor Tag aus den Federn, und wie der Florl erwachte, übereichte ihm André verschämt lächelnd das Päckchen.

„C'est pour vous, Flor!" sagte er, und der Florl verstand es ganz richtig.

Er war sehr gerührt, schneuzte sich gewaltig und öffnete sodann mit gespannter Miene das Päckchen.

„Na — so was!" lachte er erfreut. „Bist würkli a braos Buberl! I dank a recht schön — merzi — merzi!"

Ja, der Florl, er konnte wirklich schon in der fremden Sprache danken.

Gleich schmiß er sein altes Taschentuch in einen Winkel, breitete liebevoll eines der neuen Tücher aus und schneuzte sich darein. Mit glänzenden Augen beobachtete der Bub, was der Florl tat.

„Bon—bon!" sagte der Florl und schüttelte André die Hand.

Friede war geschlossen.

Als der Heinrich gelegentlich des Mittagsmahles erwähnte, jetzt sei der Bub wieder frisch, eine tüchtige Portion auf die verlängerte Rückenseite könne ihm nicht schaden, da nahm dies der Florl als persönliche Beleidigung, und bald hätte er sich mit dem Heinrich wieder verzankt.

Der Rottenmanner stiftete Frieden.

*

Die Männer waren jetzt viel im Freien, durchliefen mit Schneeschuhen und Büchse das ganze Revier, nur am Kahlen Berg waren sie noch nicht gewesen. Den sparten sie sich für besseres Wetter auf. Anfang März kam ein Sonntag, der den Besuch zweier Fremder brachte. Der Inspektor der Polizeistation Sainte Adèle, Unteroffizier Gerard, kam mit einem Begleiter auf Skiern in die Siedlung, um den versprochenen Besuch abzustatten.

Meßlényi empfing den prächtigen Beamten sehr erfreut, und der Gairinger machte sich sofort daran, ein Festmahl zusammenzustellen. Herr Gerard saß mit Ladislaus in dessen Stube. Man sprach über Wald und Jagd, über die Frühjahrsbauten und davon, daß sich Meßlényi im nächsten Jahre einen Telephonanschluß von der Polizeistation nach Lac Renaud legen lassen wollte. Die Masten und Arbeitskräfte wollte er zur Verfügung stellen. Gerard erkundigte sich eingehend nach den Plänen, die im Frühjahr zur Ausführung kommen sollten. Er war überrascht über die Bauten, die von den Männern bisher aufgeführt worden waren. Und er versprach Meßlényi, in seinen Vierteljahrsberichten besonders darauf hinzuweisen.

„Wissen Sie", sagte er zu Ladislaus, „unser Gebiet ist noch immer außerordentlich wildreich, und Ihr See ist voll von den besten Fischen. Da gibt es in Montreal Leute, die gern bereit sind, für eine mehrtägige gute Jagd oder Fischerei viel Geld zu bezahlen. Bisher scheiterte dies alles an der Unmöglichkeit, bequem hierher zu kommen, und an dem Mangel an Unterkünften. Ich würde Ihnen raten, bauen Sie fünf bis sechs bequeme Jagdhütten und vermieten Sie diese mit Verpflegung an die Montrealer Geldleute. Ich wette, Sie bekommen dann in Kürze eine Straße hierher — sogar eine Autostraße.

Wenn Sie, wie Sie beabsichtigen, noch Telephon legen lassen, dann haben Sie auch das, was diese Leute nicht entbehren können, nämlich jederzeit Verbindung mit ihrem Heim oder dem Bureau in Montreal.

Ich habe mir die von Ihren beiden Jägern erbeuteten Pelze zeigen lassen. Sie sind nicht nur sehr schön im Haar, sondern auch erstklassig behandelt. Ihre Leute verstehen das, scheint mir.

Schicken Sie doch diese Männer im Winter auf mehrwöchige Streifzüge nach dem Norden — in die anschließenden Gebiete. Die sind frei, die Landmarken noch nicht einmal von der Regierung festgestellt. Da haben Sie ein Terrain, das Sie für sich ausnützen können."

Meßlényi hörte aufmerksam zu. Was der Mann sprach, hatte Hand und Fuß. Hier in diesem Lande war Verdienen, Arbeiten, Verdienst und Lohn auch für hochgeborene Herren noch keine Schande. Man leistete etwas, und dafür wurde man selbstverständlich bezahlt. Man wurde deshalb nicht im geringsten — wie im alten Europa — über die Achsel angesehen.

Ladislaus dankte Gerard herzlich und lud ihn ein, in Lac Renaud zu nächtigen, was der Inspektor mit Dank annahm.

Am Abend saßen sie alle am großen Tisch, gut versorgt vom braven Sepp, hörten das Radio, und Meßlényi vermittelte den Verkehr der beiden Beamten mit den Steiermärkern, indem er übersetzte.

Es gab eine gute und ungezwungene Unterhaltung. Bei einem guten Grog wurde es recht spät, ehe man sich trennte. Meßlényi hatte den Inspektor in seine Stube genommen, der zweite Polizist schlief bei den Männern.

Am frühen Morgen zogen sie los, heimwärts. Gerard hatte einen Zettel für Monika in der Tasche — ja, er würde ihn abgeben.

Das, was Inspektor Gerard gesprochen hatte, beschäftigte Ladislaus stark.

Er ging tagelang nachdenklich umher, so wie es vor dem Fassen von festen Entschlüssen immer seine Art war. Als das Bild der nächsten Aufgaben klar vor ihm lag, rief er den Rottenmanner in die Stube und erzählte dem Toni, was der Inspektor angeregt hatte.

Der Toni hörte sehr aufmerksam zu, nickte mehrmals mit dem Kopfe und sagte, als Ladislaus geendet hatte:

„Weißt, Ladislaus, zuerst möcht' i dir was sagen, bevor i auf dö Sach' zum reden komm:

Alsdann, i kenn' deine Geldsachen net. Aber wann ma sich a solchtenes Land kaft und sich sieben Mannsbilder und an Hund so mir nix dir nix übers Wasser kommen laßt, muaß scho was da san.

Und hiatzt — dö ganzen Auslagen für dö Verpflegung, fürs Material, was ma mitbracht ham', dann für dö Roß und dö Küh, das geht alles scho hübsch a paar Monat — das kann a a ordentlicher Patzen Geld net lang aushalten.

Und — san ma ehrlich — mir san ja net herkommen, damit ma die großen Herren spielen tuan. Du und mir siebene, mir wollen ja mit unsrer Arwat was verdienen. Dös is ja ka Schand net. Und i sag so:

Der Inspektor, dös is a g'scheites Köpferl. Was der sagt dös stimmt. Und i rat da, mach ma dös. Und i wer nachdenken, wia ma dös am besten machen. Und morgen laß ma glei von die Leut aus der nächsten Sektion die Stämm umlegen, was ma zum Bauholz für dö Jedee vom Inspektor brauchen wer'n. Und a für dös Telephon, die Masten — was wichti is, wann fremde Leut kommen auf d' Jagd. Und wann i ma's ordentli überlegt hab', dann wer i da sagen können, wia ma's anstellen, daß ma mit'n Wald und mit'n Teich an Patzen Geld vadienen!"

(Fortsetzung folgt.)

Erlebnis.

Skizze von Hans Christian Sarrazin.

Der Knabe Justinus lief aus dem kühlen Dunkel des Hausflures und stand in der offenen Türe einen Augenblick lang geblendet still. Die Sonne leckte mit breiter Flammenzunge über den kiesbedeckten Vorplatz und die weiße Hauswand; obwohl es schon Frühherbst war, fuhr der Tag randvoll mit gelber Hitze beladen unter der ungeheuren Bläue des großen Himmelsbogens dahin. Justinus wollte zur See hinaus, um zu segeln . . .

Ein grasbewachsener, rings mit ausgewaschenen Mauerresten und staubigem Gestrüpp umgebener Platz lag am Wege; hier verhielt der Knabe für eine Weile den Schritt. Die Luft schwankte von der großen Wärme in zitternden Wellen. Ein kleiner Zigeunertrupp hatte sich hier gelagert. Zwei Wagen standen seitab; während die Kinder auf den alten Mauern herumkletterten und ständig schrille Schreie des Entzückens ausstießen, lagen Männer und Frauen in den kärglichen Schattenresten, die ihnen der grausam strahlende Mittag gelassen hatte. Justinus, sauber und sonnengebräunt, angetan mit einer hellen kurzen Hose und blauem Hemd, kam sich ein wenig merkwürdig vor unter dieser bunten Lumpenseligkeit. Ein schmales, noch sehr junges Mädchen schaute, ein halbes Lächeln in den Mundwinkeln, den Knaben aus schönen dunklen Augen an. Sonst wurde er kaum beachtet; und als er das farbige Bild genügsam besehen hatte, wanderte er weiter.

Bald breitete sich die spiegelnde Fläche des Sees vor ihm aus. Er kettete die kleine Segeljolle los, zog die beiden Segel auf und kreuzte mit schwachem Winde allmählich auf den See hinaus. Draußen schlief die leichte Brise ganz ein. Das Segeltuch knatterte ein wenig und blieb dann ruhig und schlaff hängen. In leichtem Dunst lagen die Ufer ringsum; es ging schon dem späten Nachmittag zu. Justinus streckte sich, ermüdet von der Hitze des Tages, im Boote aus, legte einen Arm unter den Kopf und war ganz gegen seinen Willen schon nach wenigen Minuten fest eingeschlafen.

Ein leichtes Frösteln weckte ihn. Verwirrt blickte er um sich; es war abendlich und dunkel geworden, weit im Westen verlosch am Rande der Erde der letzte rote Widerschein der Sonne. Zum Glück hatte der Wind ebenfalls geschlafen und war nicht vor Justinus aufgewacht. Aber die leise Strömung des Sees hatte das Boot fast bis an das Ufer getrieben. Der Knabe brachte sich durch ein paar Schläge mit dem Notruder an Land und befestigte die Jolle, so gut es ging.

Dann sah er umher. Das Ufer erhob sich hier zu einem sanft ansteigenden, mit einzelnen Bäumen und hohen Gräsern bestandenen Hügel. Noch nie hatte Justinus die Nacht so nah und groß vor sich gesehen. Ein Luftzug strich ihm kühl durchs Haar, das Land jenseits des Sees lag schweigend in ungewissem Licht, der Himmel war hoch und hell und noch wenig ausgestirnt; ein Käuzchen stieß im nahen Wald seinen seltsamen Schrei aus. Der Knabe fürchtete sich nicht, aber ein fremdartiges Gefühl bemächtigte sich seiner, als er, noch ein wenig schlafbenommen, den Hang hinaufstarrte, über dem eben der Mond als flache silbrige Schale sanft erglomm, nichts deutlicher machte, aber alle Dinge mit stillem Licht umwehte und die Schatten noch vertiefte. Justinus erschauerte ein wenig in der kühlen Nachtluft. Plötzlich verspürte er bohrenden Hunger. Es fiel ihm ein, daß zur anderen Seite des Hügels ein paar Häuser lagen, an denen eine Landstraße vorüberzog.

Justinus lief über den Hügel, das hohe feuchte Gras streifte seine Knie. Unten stolperte er beinahe über eine tief in die Wiese eingebettete Gestalt. Er schrak zusammen; die Gestalt richtete sich auf, und Justinus erkannte in hellem Mondlicht die schmale kleine Zigeunerin, die ihm mittags zugelächelt hatte. Auch sie schien ihn wiederzuerkennen, lachte leise, breitete den Umhang, auf dem sie lag, ein wenig aus und zog den Knaben neben sich nieder. Der gehorchte zögernd; seine Schläfrigkeit, das ungewohnte Unterwegssein zu so später Stunde machten ihn gefügig. „Wie heißt du?" fragte sie ihn. Er nannte seinen Vornamen. — „Justinus, Justinus!" rief sie, und es klang in ihrer Sprechart seltsam verändert, aber nicht unschön. „Willst du etwas zu essen haben, Justinus?" sagte sie dann, reichte ihm gleichzeitig einen großen Apfel und brach von dem Brotlaib, den sie in ein Tuch eingewickelt neben sich liegen hatte, ein Stück ab. Der Knabe biß herzhaft in den Apfel hinein und stopfte einen Bissen Brot hinterher. Sie sah ihm, leicht an seine Schulter gelehnt, neugierig zu, bis er alles verzehrt hatte. Justinus fühlte sich nun recht wohl, das warme Leben an seiner Seite riß ihn aus dem Einsamkeitsgefühl der riesig ausgespannten Nacht; und als jetzt ein brauner Arm sich fest um seinen Hals legte, schlummerte er halb wieder ein. Die kleine Zigeunerin aber bog seinen Kopf sanft zu sich herüber, bis sein helles Gesicht dicht vor ihrem bräunlichen schimmerte, und küßte ihn mit halb geöffnetem Munde. Der Knabe wehrte sich in seinem traumhaften Zustande nicht. Doch als er immer heftigere Küsse spürte, wurde er plötzlich ganz wach. Wie eine Quelle brach es in ihm auf, eine leichte Lähmung befiel seine Glieder, und sein Herz hämmerte wild. Er fühlte sich wie emporgehoben; alles begann sich um ihn zu drehen, schwarze Wälderfetzen flogen vorbei, wirr kreiste der Mond, ein Haus, ein Baum trieb vor seinen Augen ins Dunkel. Mitten in diesem Bildertreiben sah er seinen Vater bei stiller Lampe sitzen und ruhig die Seiten eines Buches umwenden.

Langsam kam Justinus wieder zu sich und löste sich aus der Umarmung.

„Morgen ziehen wir fort", sagte das Mädchen nach einer Weile. — „Wohin?" fragte er zurück. — „Ich weiß nicht", antwortete es, „immer weiter, hierhin und dorthin." Zärtlich klang diese Stimme, war aber nicht mehr ganz auf der Wiese bei Justinus, sondern schon wieder halb an die Ferne, an das ewig Ungewisse verloren. Justinus hörte sie auch so, entfernt und kaum zu ihm gehörig, wie aus einem anderen Zimmer. Beide schauten der Landstraße nach, die sich weiß bestäubt, mit vielen Biegungen in der Weite verlor. Eine Zeitlang war Schweigen zwischen ihnen. Dann legte das Mädchen noch einmal den Arm um ihn, küßte ihn und lief ohne ein Wort davon.

Wind sang dunkel in den hohen Wipfeln, der Mond erlosch langsam und wurde trüb und blind; es roch bitter nach Erde und gefallenem Laub. Justinus lag immer noch im Gras. Er tastete unruhig mit beiden Händen über den Boden, riß einige Halme aus und bekam schließlich etwas Rundes zu fassen. Ein Apfel war aus der Tüte gerollt und liegen geblieben. Justinus biß hinein; langsam ließ er den Geschmack auf der Zunge zergehen, wie um sich zu versichern, daß die vergangene Stunde Wirklichkeit gewesen, kein Traum, nach dem man sich vergeblich besinnen muß, was einen traurig oder froh gemacht hat. Die Nachtluft strich kühlend über sein erhitztes Gesicht. Er lag noch einige Zeit da und starrte in den Himmel, an dem Gewölk schwarz zusammentrieb. Ein Jahr und mehr schien ihm verflossen zu sein, seit er um Mittag zum See gewandert war . . .

Er ahnte nun, daß draußen Schicksal lockte, bunt und gefährlich, vielleicht bösartig, aber schön und gewaltig. Haus und Garten, die erprobten Beschützer See und Boot, die freundlichen Spielgefährten würden ihm künftig nicht

mehr die jählings von Fremdheit angerührte Seele bewahren. Hinter den Wäldern neigte sich ein anderer Tag, riesig und strahlend; und Nächte waren dort, nicht einwiegend und schlummerstill, nein, wie Fackeln aufzischend, böse, voll eisigen Feuers. Dort waren vielleicht alle Menschen so: fahrend und ungesichert wie jenes Mädchen, das alles kannte, andere Monde, andere Sonnen und die geheimen Straßen der Länder.

„... und wer bietet höher?"

„Also, alter Freund — es hilft dir nichts, du wirst morgen für mich zur Versteigerung gehen. Ich muß die Vase haben!"

„Und warum?" fragte Fischer seinen Freund Gelberg.

„Menschenskind, leuchtet dir das nicht ein? Ich habe doch drüben im Musikzimmer das Gegenstück stehen!" antwortete Gelberg und nahm langsam einen gereizten Ton an. „Diese zweite, dazu passende chinesische Vase muß mein Eigentum werden! Aber ich kann keine Unsumme dafür anlegen. Als ich heute früh durch die Auktionsräume ging und mir die Vase notierte, sah ich, wie der Kunsthändler Albertsen zu mir hinblickte. Er weiß, daß ich Liebhaber dafür bin, und wenn ich morgen selber zur Versteigerung gehe, wird er höher und immer höher bieten, damit er die Vase bekommt und sie mir dann in seinem Laden zu einem Preise verkaufen kann, der ihm paßt. Aber auch wenn er diese Absicht nicht hätte — allein wenn er mich sieht, fängt er schon an zu steigern, bloß um mir jedes gute Objekt abzujagen und in seinen Besitz zu bringen. Wie komme ich dann aber zu meiner Vase? Du mußt also morgen für mich eintreten, alter Junge!"

Gelberg reichte seinem Freund eine neue Zigarre und goß ihm Kognak ein. „Ich kann mich also auf dich verlassen?"

Fischer wand sich nervös hin und her. „Offen gestanden, ich will dir ehrlich sagen, daß ich nur höchst ungern hingehe. Aber wenn du darauf bestehst ..."

Der Auktionsmorgen war hereingebrochen. Gelberg saß in seinem Privatkontor und rauchte. Aufgeregt griff er zum Mittagsblatt. Weshalb war er eigentlich aufgeregt? Fischer würde seine Sache schon gut machen und die Vase billig an sich reißen. Ja würde — denn wer bürgte dafür, daß Fischer auch wirklich hinging, wie er versprach? Gelberg hegt keine sehr hohe Meinung von seinen Freunden, schleuderte den Zigarrenstummel auf den Fußboden, stülpte den Hut auf und rannte aus der Tür, zum Auktionslokal.

Unaufhaltsam drängelte er sich von hinten nach vorn. Dann blickte er nach allen Seiten um sich. Natürlich — Freund Fischer war nicht gekommen! Na, ein Glück, daß er selber gekommen war. Mochte Albertsen ihn ruhig hier sehen, wenn es schon nicht anders ging. Aber heute hatte Gelberg Bombenglück — auch Albertsen war nicht gekommen. Gelberg sah den Bureauchef des Kunsthändlers neben sich stehen. „Na, was macht denn Ihr hoher Chef?" fragte er so ganz nebenbei. „Liegt heute krank im Bett", war die sachliche Antwort, „leichte Influenza!" Donnerwetter, da hatte Gelberg aber Dusel! Die Vase sollte billig sein Eigentum werden!

Gelberg war so erfreut, daß er erst im letzten Augenblick den Beginn der neuen Versteigerung merkte — man hatte gerade seine Vase beim Wickel. „Meine Herrschaften, so einen echt chinesischen Kunstgegenstand bekommen Sie doch so billig überhaupt nicht wieder!" schrie der Autionator. „Der letzte Herr bot 50 Mark — und wer bietet höher? Also 50 zum ersten — zum zweiten — zum — — —"

„75!!" rief da auf einmal ein piepsiges Stimmchen aus der hintersten Ecke. Gelberg fuhr blitzschnell herum und warf einen Blick auf das junge Mädchen. Ganz nett angezogen, dunkelblondes Haar, wundervoll geschwungener Mund — hm, Gelberg fand es schleierhaft, weshalb sich das junge Ding zur Beschaffung einer Aussteuer ausgerechnet in seine chinesische Vase vergaffte.

„75 zum ersten — zum zweiten!" schrie gerade der Auktionator, als Gelberg dazwischenpfefferte: „100!"

So langsam wurden die Leute aufmerksam und ließen ihre Augen zwischen dem nicht allzuschlanken Gelberg und dem piepsigen Ding da in der Ecke hin und her schweifen.

„150!" rief jetzt das Mädchen.

Gelberg fühlte, wie eine brennende Röte über sein Gesicht zog. War die dumme Pute eigentlich verrückt? Glaubte sie, mit ihrer lumpigen Zulage von 50 Mark das Geschäft an sich reißen zu können? Klar und deutlich schrie er in den Saal: „250!"

Alles war sprachlos. Sämtliche Blicke richteten sich auf das junge Mädchen, das dem Auktionator kaltblütig zurief: „350!" Gelberg hatte sich inzwischen durch die Menge geschoben und war bei dem Mädel in der Ecke angelangt. „Machen Sie sich doch nicht lächerlich!" knurrte er es an. „Was wollen Sie denn mit der Vase? Für mich hat sie Liebhaberwert!" Das junge Ding gab überhaupt keine Antwort, und Gelberg sah zu seinem Schrecken, daß der Auktionator mit seinem kleinen silbernen Hammer gerade zum dritten Schlag ausholte. „400!" brüllte er rechtzeitig. — „500!" quittierte, wie aus der Pistole geschossen, das trotzige junge Ding.

Einen Augenblick starrte Gelberg das Mädel sprachlos an. Dann stülpte er seinen Hut auf, schritt wütend zur Tür und rief zurück: „Sie können nicht ganz bei Sinnen sein, Fräulein — — behalten Sie in drei Teufels Namen die vermaledeite Vase!" Damit schmetterte er die Tür hinter sich ins Schloß. Alles lachte — — —

Gelberg war begreiflicherweise in der „heitersten" Laune, als Fischer am nächsten Morgen ins Privatkontor trat. „Raus!" schrie Gelberg ihn an, „schleunigst raus, verstanden?"

„Gewiß habe ich verstanden", gab Fischer zurück, „aber weshalb soll ich denn raus? Ich bringe dir doch die Vase!"

„Die chinesische Vase?" stammelte Gelberg und griff nach dem kostbaren zerbrechlichen Ding, das Fischer ihm entgegenstreckte. „Menschenskind — du bist doch überhaupt nicht zur Versteigerung gewesen!"

„Das allerdings nicht", meinte Fischer und wurde dabei rot wie ein ertappter Schuljunge, „aber sei mir nicht böse, alter Freund, ich habe alles wieder gut gemacht und einfach meine achtzehnjährige Nichte Alice geschickt, die sich auf das Ersteigern großartig versteht, weil sie früher schon mal in einem Auktionshause tätig war."

„Ja, das habe ich gemerkt!!!" stöhnte Gelberg.

„Aber du kennst sie doch noch gar nicht", rief Fischer aus, „wenn du willst, stelle ich sie dir jedoch gelegentlich vor. Aber nun paß' mal auf, alter Junge, den Hauptspaß habe ich dir noch gar nicht erzählt: da erschien also dieser alte Duffel, in dem Alice sofort Albertsen vermutete, und versuchte immer höher und höher zu steigern. Schließlich blieb ihm aber die Luft weg, und meine Nichte ging mit dem Triumph davon! Hier ist die Abrechnung: 500 Mark kostet die Vase, und zehn v. H. hattest du mir ja als Beschaffungsprämie versprochen, macht zusammen 550 Mark. Na, wie habe ich die Sache gedreht?"

„Großartig!" stammelte Gelberg. „So großartig, daß ich deiner Hilfe in Zukunft nicht bedarf — — —"



Kunstmaler: „Ihnen gefällt wohl das Bild, daß Sie solange davor sitzen?"

Besucher: „Nein, aber auf einem so bequemen Stuhl habe ich schon lange nicht gesessen!"

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.